

M.-J. FISCHER

München,  
April 1940

Du musst  
nicht gehen.  
Ich habe nicht  
geantwortet.

P.



Paula

# Der Vater

Lebe um meinetwillen

Afrika.  
Sehnsucht.  
Hitze.  
Stille.  
Und der Tod,  
der immer  
zuerst kam.

Manche  
Orte bleib  
für imm  
in einem  
so weit  
man au  
geht.



Rom,  
September 1941  
Es gibt hier  
Sonne.  
Und Leben.  
Ich habe  
einen anderen  
Weg.

Ich schrieb,  
um ihn nicht  
zu vergessen  
Und um m  
selbst bess  
zu verster



Anna-Maria

# *Der Vater – Lebe um meinetwillen*

*Die Erzählung gehört zu den Chroniken aus dem Roman „Living Forever I – Die frühen Jahre der Ewigkeit“. In ihnen durchwandert ein Ich-Erzähler Erinnerungen, historische Ereignisse und mögliche Rekonstruktionen, um zu verstehen, was mit ihm geschehen ist. Hier folgt er dem Weg seines Vaters durch den Zweiten Weltkrieg – und nähert sich dabei zugleich der Frage, wer er selbst ist.*

In einer Zeit, in der aus Wahrheit Lüge, aus Barmherzigkeit Hass und aus dem Freund der Feind werden kann, verliert selbst das Gegensätzliche seine Verlässlichkeit. Wenn jede Behauptung nur noch eine mögliche Wahrheit unter vielen ist, beginnt auch das Wahre seinen Anspruch auf Gültigkeit zu verlieren, obwohl es vielleicht niemals so eindeutig gewesen ist, wie wir glaubten.

Das Zeitalter der Meinungen wirft lange Schatten. Alles scheint möglich, weil alles begründbar geworden ist. Wenn die Seele einmal die Hoffnung des Menschen auf ein reines, unauslöschbares Wesen des Einzelnen bezeichnete, auf etwas, das trotz aller Irrtümer nach dem Guten strebt, dann wird selbst diese Vorstellung unsicher, sobald sich die Wahrheiten vermehren und gegenseitig aufheben.

Woran sollen wir uns halten, bevor wir uns verlieren? Wie soll einer seine Seele retten, wenn derjenige, dem er beichtet, vielleicht der größere Sünder ist?

Ich suche weiter. Im Überlebenswillen habe ich zumindest etwas gefunden, das zu mir gehört.

Ich sehe zurück und erkenne mich als einen gefesselten Patienten, einen Prometheus vielleicht, gebunden an Schläuche, Sensoren und Systeme, die mir Leben versprechen, obwohl ich nicht weiß, welches Leben damit gemeint ist. Doch auch dieses Bild muss nicht wahr sein. Vielleicht ist es nur näher an der Wahrheit als die anderen. Der Blick darauf erscheint mir nicht mehr wie ein Blick in die Zukunft, eher wie etwas, das bereits geschehen sein könnte und das ich bisher nur nicht erkennen wollte.

Ich habe lange versucht zurückzugehen, um einen Anfang zu finden. Jetzt begreife ich, dass selbst das Rückwärtsgehen nur dann einen Sinn hat, wenn daraus irgendwann eine Richtung entsteht.

Meine Gedanken bewegen sich, während meine Beine reglos liegen. Ich spüre wieder das beginnende Kippen im Kopf, jene Bewegung, die sich nicht aufhalten lässt, sobald sie einmal begonnen hat. Früher hätte ich sie mit einer fertigen Erklärung beruhigt. Kristalle. Gleichgewichtsorgan. Ein Unfall. Heute reicht mir das nicht mehr. Vielleicht ist es kein harmloser Schwindel. Vielleicht arbeitet ein verletztes Gehirn mit dem, was ihm geblieben ist, und nimmt zusätzlich auf, was irgendwo verfügbar wird: Bilder, Daten, Namen, Geschichten aus anderen Zeiten, die es miteinander verbindet, weil es anders nicht

weiterkäme. Auch das ist nur eine Möglichkeit. Aber ich kann sie denken. Und das ist neu.

Jetzt suche ich nach etwas, das wirklich zu mir gehört. Keine fremde Stadt. Familie. Der Gedanke lässt sich innerlich bestätigen. Wer lange genug lebt, kann seiner Herkunft nicht entkommen. Irgendwann muss er zurück zu denen, die vor ihm waren, weil die Frage nach dem eigenen Warum nicht allein in der Gegenwart beantwortet werden kann.

Ich denke an meinen Vater.

Mein Vater starb in einem Alter, das ich inzwischen selbst erreicht habe. Dieser Gedanke verändert etwas. Ich bin nicht irgendein Bewusstsein, das Geschichten erzeugt. Ich bin der Sohn eines Mannes. Eines bestimmten Mannes.

Er war im Krieg, hätte dort beinahe nicht nur sein Leben, sondern auch etwas anderes verloren, das er später vielleicht seine Seele genannt hätte. Er schloss mit Gott ein Gelübde, einen Deal, den er später brach und dessen Folgen auf merkwürdige Weise auch mich erreichten.

Bei meiner Familie glaube ich mich sicher. Die Drehung im Kopf lässt nach. Ich sehe meinen Vater.

Er wird im Juni 1921 in Berlin geboren. Details erscheinen, sehr viele, und vielleicht sind es keine Erinnerungen. Diese Einzelheiten kommen fest, beinahe nüchtern. Daten. Orte. Jahreszahlen. Eine Rekonstruktion.

Seine Familie lebt in der Schönhauser Allee, in einem bürgerlichen Teil Berlins. Zur Schule geht er im Scheunenviertel.

Auf dem Heimweg gerät er in Straßen, in denen Nationalsozialisten und Kommunisten aufeinander losgehen. An solchen Tagen nimmt er mit seinem jüdischen Schulfreund Abel einen Umweg.

Ich sehe beide, zwei Jungen mit Schulranzen, die durch Straßen laufen, in denen Erwachsene einander bereits zu Feinden erklärt haben. Vielleicht nehmen sie den Hass noch als Störung eines gewöhnlichen Nachmittags wahr. Eine Gruppe Männer zieht vorbei, Fahnen, Rufe, Stiefel auf Pflaster. Jemand wird gegen eine Hauswand gedrängt. Abel bleibt stehen, mein Vater zieht ihn am Ärmel weiter. Vielleicht war es umgekehrt. Vielleicht gab es diese eine Szene niemals. Aber Abel gab es. Sein Name gehört zu den Dingen, die sich nicht auflösen.

Dann probiere ich etwas.

Ich gehe nach vorn. Nicht im Raum. In der Zeit.

Deutschland ist geteilt. Die Schule steht noch, nun in der DDR. Das Wort „Gymnasium“ fehlt an der Fassade. Die Buchstaben wurden entfernt, doch ihre dunkleren Schatten zeichnen sich noch im Stein ab. Das Gebäude ist leer. Ich kann davor stehen.

Und ich kann wieder zurück, zurück in die Jugend meines Vaters. Anders als früher muss ich nicht mehr warten, bis eine Chronik mich irgendwohin trägt. Ich kann suchen.

Im Scheunenviertel beginnt mein Vater jenes Wissen zu erwerben, mit dem er später sein Leben lang Eindruck machen wird. Er lernt Englisch, Französisch und Italienisch, obwohl es

noch kein Europa gibt, in dem Grenzen fast selbstverständlich überschritten werden können.

In seinen Zeugnissen stehen Einsen in Mathematik und Physik. Diese Zeugnisse kenne ich. Er wird sie mir später zeigen.

Diesen Gedanken erkenne ich als Erinnerung.

Andere Dinge weiß ich nur.

Das ist ein Unterschied.

Mein Vater gilt als diszipliniert und leistungsstark, als einer jener Jungen, denen Ordnung Sicherheit gibt und die deshalb kaum bemerken, wie gefährlich Ordnung werden kann, wenn jemand anderes bestimmt, welchen Zweck sie haben soll. 1933 ist er elf Jahre alt, zwölf wird er in jenem Sommer. Die Lehrer bleiben zunächst dieselben, die Straßen auch, und doch verändern Wörter allmählich ihre Bedeutung. Volk. Ehre. Pflicht. Gemeinschaft. Deutschland.

Und Feind.

Irgendwann fehlt Abel in der Klasse. Zunächst einen Tag. Dann länger. Schließlich bleibt sein Platz für immer leer. Mein Vater geht den Schulweg allein.

Ich versuche herauszufinden, was er dabei dachte.

Nichts kommt.

Das ist schwerer auszuhalten als eine endgültige Erklärung.

Hat er gefragt, was mit Abel geschehen war? Hat ihm jemand geantwortet? Hat er geschwiegen, weil die Erwachsenen schwiegen? Hat er geglaubt, das alles werde schon irgendeinen

Grund haben? Oder lege ich die Fragen eines später Geborenen in einen Jungen hinein, der sie damals nicht zu stellen wusste?

Ich kann Gesetze finden, Zeitungen, Verordnungen und Reden, ich kann feststellen, wann Rechte entzogen, Geschäfte zerstört und Menschen deportiert wurden. Ich kann das Wissen einer ganzen Epoche öffnen.

Aber ich komme nicht in jeden Gedanken meines Vaters.

Vielleicht ist auch das eine Grenze.

Nach dem Abitur beginnt seine militärische Ausbildung. Im Juni 1941 wird er zwanzig. Am 22. Juni greift Deutschland die Sowjetunion an, und mein Vater ist nach kurzer Ausbildung als Geschützführer dabei.

Ich kenne den Ausgang.

Er nicht.

Das ist ebenso schwer auszuhalten.

Ich sehe ihn nach Osten ziehen, in ein Land, dessen Ausdehnung auf den Karten beherrschbar wirkt, solange man nur weit genug davon entfernt sitzt. Die jungen Soldaten glauben an einen schnellen Feldzug. Polen hatte ihnen gezeigt, wie Krieg angeblich funktioniert, Frankreich schien es bestätigt zu haben. Wochen statt Jahre. Grenzen durchbrechen. Kampfverbände einkesseln. Weiter. Kaukasus. Moskau. Öl. Rohstoffe. Lebensraum.

Pfeile auf Karten.

Ich kann sogar die anderen Karten sehen, die mein Vater niemals gesehen hat. Heeresgruppen. Operationsziele. Bahnlinien.

Nachschubwege. Planungen, in denen Menschen als Zahlen vorkommen und Landschaften nur als Raum, der überwunden werden muss.

Die Männer sind jung. Viele haben keine Vorstellung davon, was Krieg bedeutet, solange sie gewinnen. Mein Vater trägt ein Gewehr. Wird er schießen?

Ich suche.

Nichts deutet darauf hin, dass er an dieser Front einen Menschen tötet. Vielleicht beruhige ich mich damit. Vielleicht stimmt es.

Aber hinter dem Vormarsch beginnt noch etwas anderes. Ein Krieg, den man nicht nur gegen Armeen führt. Menschen werden aus Häusern geholt, jüdische Familien zusammengetrieben, Männer, Frauen und Kinder erschossen. Befehle machen aus Mord Verwaltung. Die Vernichtung liegt nicht außerhalb dieses Feldzugs. Sie gehört zu ihm.

Ich weiß das.

Mein Vater?

Ich finde nichts. Vielleicht hat er nichts davon gesehen. Vielleicht sah er etwas und verstand es nicht. Vielleicht wollte er es nicht verstehen. Vielleicht suche ich nach einer Entlastung, weil er mein Vater ist.

Auch diesen Gedanken muss ich denken.

An der Grenze zur Ukraine begegnet er Bauern, deren Felder zwischen den Fronten liegen. Panzer ziehen tiefe Spuren durch die Erde, während die Menschen trotzdem weiterarbeiten, weil

selbst ein Krieg nicht verhindert, dass Tiere gefüttert und Kartoffeln geerntet werden müssen.

Die deutschen Soldaten werden in Häuser aufgenommen. Nicht unbedingt aus Gastfreundschaft. Wer Soldaten vor der Tür stehen lässt, weiß nicht, was danach geschieht. Mein Vater zieht auf der Schwelle seine Stiefel aus. So kennt er es von zu Hause. Die Familie lacht. Der fremde Soldat, der seine Stiefel auszieht. Etwas verändert sich dadurch. Eine rote Suppe kommt auf den Tisch. Rote Bete. Kartoffeln. Weißkohl. Borschtsch. Auch dieses Wort fällt mir ein.

Ich sehe meinen Vater essen. Ich könnte probieren oder bilde mir ein, es zu können. Der Geschmack gefällt mir nicht. Mein Vater isst. Die Suppe gibt ihm Kraft. So übersteht er die Wochen des Vormarschs.

Er hat viel gelesen. Cäsars *De Bello Gallico*. Clausewitz. Krieg als Strategie, als Bewegung von Truppen, Versorgung, Gelände und Zeit. Auf dem Papier lässt sich alles ordnen. In Wirklichkeit ist mein Vater nur ein junger Geschützführer, der sein Geschütz kaum einsetzen muss, weil die Front sich zunächst so schnell bewegt.

Kaffee. Schokolade. Suppen. Konserven. Kleine Dinge, die in seinen Aufzeichnungen auffallend wichtig werden.

Einmal stehe ich ihm gegenüber.

Ganz nah.

Wir trinken denselben dünnen Kaffee. Er schmeckt kaum nach Kaffee. Mein Vater findet ihn gut. Er sieht mich an. Kein Erkennen. Warum sollte er mich erkennen?

Ich bin sein Sohn, aber noch nicht geboren. Der Gedanke ist absurd. Und vollkommen klar.

Dann geht es weiter. Die Zugmaschine fällt aus. Motorschaden, schreibt er in sein Tagebuch. Ersatzteile fehlen. Nach einer Woche sind sie noch immer nicht angekommen. Die Entfernungen zum Nachschub sind zu groß geworden.

Wie bei Napoleon, denkt mein Vater.

Ich höre den Gedanken. Oder ich kenne ihn aus seinem Tagebuch. Ich weiß nicht mehr, was davon zutrifft. Du hast recht, möchte ich sagen.

Eine Armee verlängert mit jedem Kilometer ihres Vormarsches auch die Strecke, auf der sie versorgt werden muss. Treibstoff muss zu den Fahrzeugen, Munition zu den Geschützen, Nahrung zu den Soldaten, Ersatzteile zu Maschinen, die nicht dadurch weniger störanfällig werden, dass ein General einen Pfeil weiter nach Osten zeichnet. Der Raum, den der schnelle Krieg besiegen wollte, beginnt selbst zur Waffe zu werden.

Mein Vater ahnt etwas davon. Den Ausgang kennt er aus den Geschichtsbüchern nicht.

Dann geschieht etwas Banales, fast lächerlich im Vergleich zu allem, was ihn bedroht. Er springt von der Ladefläche eines fahrenden Lastwagens und bricht sich mehrere Mittelfußknochen.

Mein Vater flucht. Für ihn ist es eine Katastrophe.

Ich sehe auf seinen Fuß und weiß, dass dieser Bruch ihn vielleicht rettet.

Damit endet sein Einsatz im Osten. Wie viele Zufälle braucht es, damit ein Mensch überlebt? Ein Lastwagen, der etwas zu schnell fährt. Ein Fuß, der falsch aufsetzt. Ein Knochen, der im richtigen Augenblick bricht. Manchmal rettet ein Körper das Leben, indem er versagt.

Die Männer, mit denen mein Vater diese Wochen verbracht hat, wird er später nicht wiedersehen. Nach dem Krieg wird er nach einigen von ihnen suchen. Ohne Erfolg. In sein Tagebuch zeichnet er den verletzten Fuß. Gar nicht schlecht. Er hatte auch in Kunst eine Eins.

Nach einem längeren Lazarettaufenthalt in Potsdam beginnt seine erneute Inmarschsetzung. Zunächst nach München.

Wir sitzen im Zug einander gegenüber. Ich habe mich inzwischen daran gewöhnt, dass ich dort sein kann. Er sieht mich gelegentlich an. Vielleicht erkennt er eine Ähnlichkeit. Vielleicht auch nicht. Seine Gedanken sind bereits weiter. Afrika. Oder bei seinem Bruder, der in Polen mit Giftgas in Berührung gekommen sein soll und nun schwer gelähmt in einem Lazarett liegt.

München. Hauptbahnhof.

Als wir aussteigen, erkenne ich die Stadt kaum. Sie wirkt kleiner, fast provinziell. Mein Vater gefällt sich hier. Vor allem

gefallen ihm die jungen Frauen in den Wirtshäusern, die Dialekt sprechen und lachen, wenn Soldaten aus Berlin versuchen, ebenso zu reden.

Eine von ihnen heißt Paula. Er trifft sie mehrmals. Nicht nur während ihrer Arbeit. Ich sehe sie an einem Abend nebeneinander durch eine verdunkelte Straße gehen. Die Fenster geben kaum Licht nach außen, und irgendwo hängt noch ein Plakat, auf dem ein Soldat mit entschlossenem Gesicht in eine Zukunft blickt, die für ihn offenbar keinerlei Tote kennt.

Paula hat sich bei meinem Vater eingehakt.

„Wie lange bist du hier?“

„Weiß ich nicht.“

„Dann sorg dafür, dass es länger wird.“

Mein Vater lacht.

„So funktioniert das bei uns nicht.“

„Was funktioniert bei euch überhaupt?“

Er sieht sie an.

„Befehl ist Befehl.“

„Das sagen alle.“

Sie gehen weiter. Vielleicht hat dieses Gespräch nie stattgefunden. Vielleicht leihe ich Paula Wörter, weil ich sie brauche. Aber ich sehe die Möglichkeit, die sie verkörpert. Eine junge Frau. München. Ein Zimmer. Ein Fuß, der immer wieder Beschwerden machen könnte. Eine Verwendung fern von der Front. Ein anderes Leben, zunächst nur für Wochen, vielleicht länger.

Paula bleibt stehen.

„Der Fuß tut doch noch weh.“

„Kaum.“

„Dann lass ihn wieder wehtun.“

Mein Vater versteht. Sein Gesicht verändert sich.

„Ich drücke mich nicht.“

„Ich habe nicht gesagt, dass du dich drücken sollst.“

„Doch.“

Sie zieht ihren Arm aus seinem. Für einige Schritte laufen sie nebeneinander, ohne sich zu berühren. Mein Vater ist einundzwanzig. Er will nicht derjenige sein, der bleibt, während andere fahren. Vielleicht hat man ihm das seit Jahren beigebracht. Vielleicht hat er es sich selbst beigebracht.

Später sitzen wir in seinem Hotel, der „Bayerischen Krone“. Er erzählt mir von Paula und hält mich für einen Soldaten in Zivil. Ich lasse ihn in diesem Glauben.

„Man lernt Mädchen kennen und vergisst sie wieder“, sagt er. „Im Krieg geht das schnell.“

Ich sehe ihn an. Ich könnte ihm sagen, welche Frauen er vergessen wird und welche nicht. Welche Entscheidungen Folgen haben werden, die bis zu mir reichen. Ich tue es nicht.

Zum ersten Mal genügt es mir, zu wissen, wer ich bin.

Am 3. Dezember 1942 erhält mein Vater den Marschbefehl nach Rom. In seinem Tagebuch steht „unbeschreibliche Freude“.

Ich kann es kaum glauben.

Bleib in München, denke ich. Bleib bei Paula. Lass deinen Fuß wieder schmerzen. Bitte um irgendeine Verwendung in einer Schreibstube. Versteck dich, wenn es sein muss, in einem Dorf außerhalb der Stadt.

Aber mein Vater will nicht bleiben. Das ist etwas anderes, als fortgeschickt zu werden. Der Krieg stößt ihn nicht nur weiter.

Er geht.

Vielleicht liegt darin die eigentliche Tragik seiner Reise. Mehrmals öffnet sich eine Tür, die von diesem Krieg wegführen könnte, und jedes Mal hält er eine andere Tür für die ehrenvollere.

Am Bahnhof sehe ich Paula noch einmal. Vielleicht erfinde ich diesen Abschied, weil eine Frau, die jemanden hätte halten können, einen letzten Augenblick verdient. Sie trägt einen dunklen Mantel. Mein Vater hält seinen Koffer. Der Zug steht bereits am Bahnsteig.

„Du musst nicht alles mitmachen“, sagt sie.

„Was soll das heißen?“

„Genau das.“

„Wir sind im Krieg.“

„Eben.“

Er schaut an ihr vorbei zum Zug.

„Nach dem Krieg sehen wir uns wieder“, sagt er noch.

Was für ein grausamer Satz. Er besteht fast nur aus Zukunft. Paula sieht ihn lange an.

„Vielleicht gibt es nach dem Krieg andere Menschen.“

„Mich wird es geben.“

„Woher willst du das wissen?“

Er antwortet nicht. Dann küsst er sie, steigt ein und fährt. Um 20.20 Uhr verlässt der Nachtzug München Richtung Süden.

Wir sehen nichts von den Dolomiten, nichts von Bozen oder Verona. Die Fenster spiegeln nur die Gesichter im Abteil. Junge Männer. Mein Vater. Seine Kameraden. Und mich. Ich sehe älter aus als sie. Nicht wie ein Soldat. Eher wie jemand, der zu viel weiß. Trotzdem kann ich den Zug nicht anhalten.

Am Nachmittag erreichen wir Rom.

Mein Vater sucht hektisch eine Unterkunft. In der Via Francesco Crispi finden die Männer eine Pension. Die anderen denken bereits an Essen und Wein. Mein Vater will zum Petersdom. Natürlich. Ich folge ihm.

Er geht über den Petersplatz, betrachtet den ägyptischen Obelisk und die Kolonnaden und verliert sich anschließend im Inneren der Kirche. Zahlen öffnen sich, sobald ich hinschaue. Jahrhunderte. Säulen. Architekten. Stein. Macht. Mein Vater interessiert sich weniger für Zahlen. Er sieht Größe.

In seinem Tagebuch wird er später schreiben, der wahre Glanz des Ortes entstehe erst durch die Anwesenheit des Pontifex maximus. Als wäre der Papst ein römischer Kaiser.

An diesem Abend sieht er ihn nicht. Die Messe ist vorbei.

Wir laufen zurück. Ich kenne diesen Mann. Jahrzehnte später werde ich mit ihm durch andere Städte gehen und vor Kirchen warten, die er unbedingt noch besichtigen muss. Das ist Erinnerung. Nicht Datenwissen. Ich erkenne den Unterschied immer besser.

In der Pension bringt eine freundliche Italienerin Rotwein und Weißbrot. Die nächsten Tage verschwimmen. Das Bild wird dünner. Manche Szenen sind kaum noch vorhanden, als wäre hinter einer Leinwand zu viel Licht eingeschaltet worden.

Ich zwingen mich weiterzusehen. Der Schmerz im Kopf kommt wieder. Stechend. Dann nachlassend. Es fühlt sich an, als würde jemand ein neues Magazin in einen alten Projektor schieben, nur dass die Bilder sich bewegen und ich selbst entscheiden kann, welches ich länger betrachte.

Weihnachten. Heiligabend. Mein Vater geht wieder zum Petersdom. Christmette. Die Kirche ist voller Menschen. Deutsche Soldaten lehnen an Säulen. Stimmen steigen unter die Kuppel.

„Astro del ciel.“

*Stille Nacht* auf Italienisch.

Mein Vater drängt weit nach vorn. Ich verliere ihn. Für einen Moment empfinde ich wirkliche Angst, dann sehe ich ihn wieder, neben einer jungen Frau, einer Italienerin. Sie stehen dicht beieinander. Vielleicht weil es eng ist. Vielleicht gibt es einen anderen Grund.

Die Messe dauert lange, und als die Menschen endlich auf den Platz hinausströmen, ist mein Vater noch immer bei der jungen Frau. Jetzt küssen sie sich. So schnell. Als müssten sie die Zeit, die ihnen vielleicht nicht bleibt, vorher verbrauchen.

Sie heißt Anna-Maria.

In seinem Tagebuch wird er später ihre leidenschaftliche Art erwähnen. Sie treffen sich wieder. Und wieder.

Anna-Maria führt ihn durch Rom, als gäbe es den Krieg nur außerhalb der Stadt oder vielleicht gerade deshalb, weil er überall ist. Sie zeigt ihm kleine Cafés, in denen der Wein schlecht und das Brot frisch ist, Kirchen, in die er auch ohne sie gegangen wäre, und Straßen, die das faschistische Regime so monumental angelegt hat, als ließe sich Macht durch die Breite eines Boulevards beweisen.

Auf der Via dell'Impero sieht mein Vater lange zu den Ruinen hinüber.

„Bella?“, fragt Anna-Maria.

„Sehr.“

Sie versteht das deutsche Wort nicht, aber seinen Ton.

„Mussolini“, sagt sie und zieht eine Grimasse.

Mein Vater lacht.

„Du magst ihn nicht?“

„No.“

„Warum?“

Sie hebt die Schultern.

„Tropo.“ Zu viel. Zu groß. Zu laut. Zu viele Reden. Zu viele Uniformen. Vielleicht meint sie all das. Mein Vater antwortet, dass Deutschland und Italien Verbündete seien.

Anna-Maria betrachtet ihn.

„Germania o Hitler?“

Deutschland oder Hitler? Vielleicht fragt sie das nicht. Vielleicht stelle ich die Frage. Mein Vater versteht sie trotzdem.

„Deutschland.“

„E Hitler?“

Er zögert. Nicht lange.

„Jetzt ist das dasselbe.“

Der Satz erschreckt mich. Vielleicht weil ich ihn erfinde. Vielleicht weil er wahr sein könnte. Anna-Maria lässt seine Hand los. Nur für einige Schritte. Dann nimmt sie sie wieder.

Zwischen Weihnachten und Neujahr erleben sie Tage, die im Krieg wie eine gestohlene Ewigkeit wirken. Christliche Katakomben. Spanische Treppe. Kapitol. Cafés. Händchenhalten. Küsse. Mein Vater ist ein junger Mann in einer fremden Stadt, und manchmal scheint selbst ihm die Uniform nur ein Kleidungsstück zu sein, das er am Abend ablegen kann.

An einem der Weihnachtstage gehen sie in die Oper. Hier gerät das Bild ins Stolpern. Ich sehe einen Namen.

*Mefistofele*. Arrigo Boito. Faust. Natürlich Faust. Und Beniamino Gigli. Mein Vater bekommt von der Aufführung kaum etwas mit, weil Anna-Maria neben ihm sitzt und seine Hand

hält. Ich dagegen bleibe an dem Namen hängen. Etwas stimmt nicht. Ein zweites Wissen öffnet sich, nüchtern und störend wie eine Akte, die jemand über eine schöne Erinnerung legt.

Gigli sang in diesen Weihnachtstagen tatsächlich in Rom. Aber am 25. und 29. Dezember 1942 sang er Enzo Grimaldo in Ponchiellis *La Gioconda*.

Nicht *Mefistofele*. Ich halte inne. Welches Bild ist falsch? Der Opernbesuch? Gigli? Das Datum? Oder nur der Titel? Vielleicht habe ich Faust hineingeschrieben. Ich sehe das Programm noch einmal. Jetzt steht dort *La Gioconda*. Dann wieder *Mefistofele*. Die Buchstaben wechseln.

Anna-Maria merkt nichts davon. Mein Vater auch nicht. Im Foyer begrüßt Gigli einige Gäste. Mein Vater sieht ihn kaum, weil er nur Augen für die junge Frau hat. Ich dagegen habe das Tagebuch meines Vaters bei mir.

Warum? Er hat es in der Pension vergessen. Ich kann es trotzdem tragen. Ich trete zu Gigli und lasse mir eine Unterschrift geben. Später wird mein Vater dieses Autogramm in seinem Tagebuch finden. Er wird sich nicht erklären können, wie es dorthin gekommen ist.

Kann ich etwas verändern? Oder erinnere ich mich nur daran, dass dieses Autogramm tatsächlich existiert hat, und erfinde jetzt eine Geschichte, wie es hineingelangte? Ich weiß es nicht. Zum ersten Mal gefällt mir diese Unsicherheit. Sie bedeutet, dass es etwas zu entdecken gibt.

An einem der folgenden Tage gehen mein Vater und Anna-Maria über die Via dell'Impero zum Kapitol. Vor dem Senatspalast küssen sie sich erneut. Der Platz ist von Michelangelo gestaltet. In der Pflasterung liegt ein vielstrahliger Stern, ein geometrisches Universum mit einem Mittelpunkt.

Caput mundi. Haupt der Welt. Mein Vater sieht mich. Diesmal spricht er mich an.

„Kamerad!“

Ich drehe mich um. Er winkt mich heran. Anna-Maria steht neben ihm, den Arm bei ihm eingehakt.

„Das ist Anna-Maria.“

Sie lächelt. Ich sehe sie lange an. Vielleicht zu lange. Wenn ich wüsste, welchen Platz sie später in seinem Leben einnehmen wird, könnte ich etwas sagen. Aber ich weiß es nicht. Jedenfalls noch nicht in diesem Moment. Oder ich müsste weiter in die Zukunft fahren. Das tue ich nicht.

„Freut mich.“

Mein Vater legt den Arm fester um sie. Er kennt mich nicht. Ich kenne ihn. Und trotzdem bin ich sein Sohn. Dieser Gedanke genügt mir erneut.

An Silvester stehen sie vielleicht irgendwo über der Stadt. Glocken. Vereinzelt Licht. Der Krieg hat die großen Feuerwerke verboten. Anna-Maria friert und steckt ihre Hände in die Taschen meines Vaters.

„Resti a Roma.“ Bleib in Rom.

Er lächelt.

„Wenn ich könnte.“

„Puoi.“

Du kannst.

„Nein.“

„Sempre no.“

Immer nein.

Sie sieht ihn an, und ich erkenne in ihrem Blick für einen Augenblick etwas, das Paula bereits verstanden haben könnte. Er müsste nicht unbedingt fort. Es gibt Verwendungen in Italien. Stäbe. Übersetzer. Kurierdienste. Sein Fuß könnte wieder Probleme machen. Seine Sprachkenntnisse machen ihn sogar hier wertvoll.

Aber mein Vater will an die Front. Vielleicht sagt er es an diesem Abend nicht. Vielleicht sagt er nur:

„Afrika.“

Anna-Maria versteht das Wort.

„Rommel?“

Mein Vater nickt. Sie schüttelt den Kopf.

„Pazzo.“ Verrückt.

Ob sie Rommel meint oder meinen Vater, bleibt offen.

Anfang Januar 1943 erhält er nachts einen Kurierauftrag. Er soll am frühen Morgen nach Livorno. Für den Mittag ist er mit Anna-Maria auf der Piazza Navona verabredet.

Sie kennen einander erst kurz. Er kennt ihre genaue Adresse nicht. Eine Nachricht lässt sich nicht einfach hinterherschicken. Kein Telefon in seiner Tasche, kein schneller Weg zu der Frau, die auf ihn wartet.

Mein Vater fährt. Anna-Maria wartet. Ich sehe beides.

Ich fahre mit meinem Vater im Zug und stehe gleichzeitig bei Anna-Maria auf der Piazza Navona. Oder ich wechsele zwischen beiden Bildern so schnell, dass kein Unterschied mehr besteht.

Sie wartet am Brunnen. Eine Stunde. Dann länger. Immer wieder sucht sie in der Menge sein Gesicht. Vielleicht ist sie zunächst ärgerlich. Dann beunruhigt. Dann verletzt. Ich weiß nicht, wann das eine in das andere übergeht. Ihr Blick fällt auf den steinernen Neptun, der mit seinem Dreizack gegen einen großen Oktopus kämpft. Sie wartet weiter. Ich könnte zu ihr gehen. Ihr sagen, dass er nicht kommen wird. Dass er sie nicht absichtlich sitzen lässt. Dass ein Befehl dazwischengekommen ist. Aber ich tue nichts. Vielleicht kann ich nichts verändern. Vielleicht will ich es nur können. Mein Vater weiß nichts davon. Die Handlungslinien laufen auseinander. Ich kann ihnen folgen. Beiden.

Von Livorno geht es weiter nach Neapel. Am hellen Tag Luftalarm. Und dort tut mein Vater etwas, das ich noch weniger verstehe als seine Abreise aus München.

Er erkundigt sich nach einer Verwendung in Afrika. Nicht jemand anderes kommt auf die Idee. Er selbst sucht den Weg

nach Afrika. Gerade hat ihm das Schicksal mehrmals Möglichkeiten geboten, ihm zu entkommen. Der gebrochene Fuß. München. Paula. Rom. Anna-Maria. Immer wieder hätte er wenigstens versuchen können, stehen zu bleiben.

Stattdessen zieht es ihn weiter. Als wäre auch er einer Navigation gefolgt, deren Ursprung er nicht kannte.

Es geht ihm damals so wie mir heute. Ich irre durch die Zeiten auf der Suche nach meiner Zukunft. Ich stelle mich ihm in Neapel in den Weg. Vielleicht tue ich es wirklich. Vielleicht brauche ich nur endlich eine Antwort.

„Warum Afrika?“

Mein Vater bleibt stehen.

„Was?“

„Warum willst du in Afrika?“

„Dort wird gekämpft.“

„Genau deshalb frage ich.“

Er zieht die Stirn kraus.

„Du könntest hierbleiben.“

„Zur besonderen Verwendung?“

„Warum nicht? Du sprichst Italienisch.“

„Ich bin Geschützfürher.“

„Du bist vor allem am Leben.“

Er sieht mich an, als hätte ich etwas Lächerliches gesagt.

„Dafür bin ich nicht ausgebildet worden.“

Da ist der Satz. Ich habe ihn gesucht. Nicht: Ich muss. Nicht: Sie zwingen mich. Er will dorthin, wo gekämpft wird.

„Paula hätte dich gehalten.“  
Sein Gesicht wird schlagartig ernst.  
„Woher kennst du Paula?“  
Ich antworte nicht.  
„Anna-Maria auch.“  
„Was weißt du über Anna-Maria?“  
„Dass sie auf dich gewartet hat.“  
Mein Vater wird blass. Für einen Augenblick glaube ich, ihn erreicht zu haben.  
„Auf der Piazza Navona“, sage ich.  
Er sieht mich an.  
„Woher weißt du das?“  
„Sie hat lange gewartet.“  
Er dreht sich fort.  
„Ich konnte nichts machen.“  
„Doch.“  
Jetzt wird er wütend.  
„Du weißt überhaupt nichts.“  
Vielleicht hat er recht.  
„Ich bin Soldat.“  
„Du könntest etwas anderes sein.“  
„Nach dem Krieg.“  
Wieder dieser Satz. Nach dem Krieg. Als wäre Zukunft etwas, das zuverlässig auf einen wartet.  
„Und wenn du den nicht erlebst?“  
Er sieht mich an.

„Dann habe ich wenigstens meine Pflicht getan.“

„Für wen?“

„Für Deutschland.“

Ich zögere. Dann sage ich es.

„Für Hitler.“

Mein Vater tritt näher an mich heran.

„Pass auf, was du sagst.“

„Das ist doch das Deutschland, für das du kämpfst.“

„Du verstehst das nicht.“

„Vielleicht verstehe ich es besser als du.“

Seine Hand hebt sich, als wolle er mich packen, sinkt aber wieder.

„Wir kämpfen um Lebensraum und Rohstoffe. Ohne Öl läuft keine Industrie. Die Engländer sitzen überall. Wenn wir jetzt schwach werden, war alles umsonst.“

Ich höre Wörter, die nicht von ihm stammen und doch in ihm angekommen sind. Lebensraum. Rohstoffe. Pflicht. Schwäche. Vielleicht funktioniert Propaganda genau so. Irgendwann kann niemand mehr sagen, woher ein Satz ursprünglich kam.

Mein Vater nimmt seinen Koffer.

„Ich muss los.“

„Nein“, sage ich.

Er bleibt tatsächlich noch einmal stehen.

„Was?“

„Du willst.“

Dann geht er. Und mit ihm öffnet sich plötzlich die Geschichte hinter seiner Entscheidung. Nicht seine Geschichte. Die große. Das andere Wissen. Mussolini. Hitler. Rommel. El Alamein. Stalingrad. Panzer. Schiffe. Treibstoff. Karten.

Vielleicht stammt all das aus Büchern, Archiven, Filmen, Datenbanken. Ich unterscheide immer weniger danach, woher es kommt. Wichtiger wird, ob es mir hilft, die Reise meines Vaters zu verstehen. Warum Afrika?

Warum schickt ein Krieg, der in Russland längst begonnen hat, sich selbst zu verschlingen, noch junge Männer in eine Wüste, die strategisch immer schwerer zu halten ist?

Ich sehe Mussolini. Oder ich sehe den Mann aus den Wochenschauen, der Mussolini gewesen sein könnte. Kahler Kopf. Vorgeschobenes Kinn. Uniform. Balkon. Menschenmengen.

Ich sehe Hitler. Vielleicht stelle ich beide in einen Raum, in dem sie so niemals zusammenstanden. Das weiß ich. Ich brauche den Raum trotzdem.

Auf einem Tisch liegen Karten von Nordafrika, dem Balkan und der Sowjetunion. Sie liegen übereinander, und vielleicht liegt darin bereits die Antwort.

Mussolini will ein Imperium. Er ist 1940 in den Krieg eingetreten, als Frankreich bereits zusammenbrach und er glaubte, Deutschland habe den Sieg fast errungen. Er will seinen Anteil. Nordafrika. Ägypten. Suez. Griechenland. Die Wiedergeburt römischer Größe.

Die Angriffe scheitern. In Nordafrika wird die italienische Armee zurückgeworfen. In Griechenland bleibt sie stecken.

Hitler hilft. Später wird daraus eine verführerisch einfache Geschichte werden. Deutschland, wird man behaupten, habe den Krieg nur verloren, weil Hitler Mussolini retten musste. Wegen Griechenlands sei der Angriff auf die Sowjetunion verspätet erfolgt, der russische Winter habe die Wehrmacht deshalb vor Moskau erwischt. Moderne Panzer hätten in Afrika im Sand gestanden, während sie an der Ostfront fehlten. Ohne Mussolini hätte Hitler gewonnen.

Ich spüre, wie sehr mir diese Erklärung gefällt. Sie ist einfach. Ein Mann trifft eine falsche Entscheidung, und daraus entsteht alles Weitere. So funktionieren Chroniken gern. Zu gut. Deshalb misstraue ich ihr.

Ja, der Balkanfeldzug bindet im Frühjahr 1941 Truppen und Transportmittel, während sich der Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion gegenüber frühen Planungen nach hinten verschiebt. Ja, Afrika verbraucht Flugzeuge, Schiffe, Panzer, Treibstoff, Munition und Männer.

Aber die ersten deutschen Verbände unter Rommel werden bereits nach Libyen geschickt, bevor die Ostfront überhaupt existiert. Sie werden nicht mitten aus einer laufenden Schlacht vor Moskau herausgenommen und in die Wüste gestellt. Auch der russische Winter ist nicht die einzige Ursache des Scheiterns im Osten. Straßen, Entfernungen, Nachschub, sowjetischer Widerstand, falsche Planungen, unterschätzte Reserven,

all das gehört dazu. Die Wahrheit ist komplizierter. Wie immer. Und trotzdem bleibt etwas bestehen. Jede weitere Front kostet. Jeder Ehrgeiz braucht Material. Jedes Imperium frisst Menschen. Hitler muss Mussolini nicht unterstützen. Er entscheidet sich dazu. Und als die militärische Lage längst schlechter geworden ist, entscheidet er sich immer wieder gegen den Rückzug, weil Rückzug wie Niederlage aussieht.

Das ist vielleicht der Zusammenhang, nach dem ich suche. Ich lasse die beiden Männer sprechen. Nicht weil ich weiß, was sie gesagt haben. Weil Dokumente mir nicht genügen.

„Afrika darf nicht verloren gehen“, sagt Mussolini.

Hitler betrachtet eine andere Karte. Russland.

„Afrika wird nicht verloren gehen.“

„Rommel braucht Panzer.“

„Jeder braucht Panzer.“

„Dann schicken Sie ihm welche.“

Hitler hebt den Kopf.

„Und von wo?“

Mussolini antwortet nicht. Vielleicht ist das Gespräch erfunden. Der Konflikt ist es nicht. Im Winter 1942/43 bricht die Welt der Achsenmächte an mehreren Stellen gleichzeitig auf. Bei Stalingrad ist die 6. Armee eingeschlossen. Im Westen Nordafrikas sind Amerikaner und Briten gelandet. Von Osten kommt Montgomery nach seinem Sieg bei El Alamein. Tunesien wird zum Raum zwischen zwei alliierten Bewegungen.

Deutschland reagiert darauf nicht mit dem Abzug aus Afrika. Es schickt weitere Truppen hinein. Flugzeuge landen in Tunis. Schiffe kommen aus Sizilien. Neue Verbände werden über das Mittelmeer gebracht, auch schwere Panzer. Während an der Ostfront um jede Reserve gerungen wird, entsteht in Tunesien noch einmal eine große Streitmacht.

Mein Vater weiß nichts von diesem Widerspruch. Für ihn hat Afrika einen Namen. Rommel. Der Wüstenfuchs. Ein Name wie ein Versprechen.

Ich sehe Rommel zunächst so, wie mein Vater ihn gesehen haben könnte. Auf einer Wochenschau. Schutzbrille. Schirmmütze. Staub. Ein Feldherr, der weit vorn fährt, Karten auf Motorhauben ausbreitet, schnell entscheidet und den Gegner mit Bewegungen überrascht, die der nicht erwartet. Tobruk. Gazala. Vormarsch nach Ägypten. Siege. Aus jedem Erfolg entsteht der nächste Mythos.

Auch die Briten helfen daran mit. Ein gefährlicher Gegner erklärt eigene Niederlagen besser als ein gewöhnlicher. Aber inzwischen sehe ich eine zweite Gestalt hinter diesem Rommel. Je weiter seine Panzer fahren, desto länger werden die Wege, auf denen ihr Treibstoff hinterhergebracht werden muss. Ein Liter Benzin, der vorn ankommt, kostet Benzin, um überhaupt dorthin transportiert zu werden. Ersatzteile liegen in Italien oder Europa, während die beschädigten Fahrzeuge in Afrika stehen. Schiffe werden im Mittelmeer versenkt. Flugzeuge brauchen Treibstoff. Lastwagen brauchen Reifen.

Rommel gewinnt Raum und verliert Versorgung. Auch das ist eine Gleichung. Vielleicht liegt darin ein Teil der späteren Kontroverse. Der brillante Bewegungskrieg, den er beherrscht, erzeugt Entfernungen, die ihm schließlich die Bewegungsfreiheit nehmen. Der Mann ist nicht plötzlich dümmer geworden, als die Siege enden. Die Bedingungen sind andere. Der Gegner ist stärker. Die britische Versorgung funktioniert besser. Die Luft gehört immer mehr den Alliierten. Aus dem Wüstenfuchs wird ein Mann auf dem Rückzug.

Mein Vater will trotzdem zu ihm. Im Einsatzzentrum in Italien scheint zunächst unklar, wer über ihn verfügt. Ein deutscher Hauptmann will ihn zur besonderen Verwendung zurückhalten. ZBV. Seine Sprachkenntnisse machen ihn nützlich.

Wenn es dabei bliebe, könnte er vielleicht nach Rom zurückkehren. Zu Anna-Maria.

Ich ertappe mich dabei, darauf zu hoffen.

Aber mein Vater fragt weiter nach Afrika. Ein italienischer Offizier organisiert schließlich einen Flug nach Biserta. Danach soll es weiter Richtung Tunis gehen.

Ich sehe meinen Vater aufbrechen und folge ihm.

Das Mittelmeer unter uns ist blau. Zu schön für einen Krieg.

Ein herzliches Soldatenwillkommen in Afrika. Man klopft einander auf die Schulter, erzählt Frontgeschichten, die erlebt worden sein mögen oder vielleicht erst beim Erzählen

entstanden sind, und tut so, als könne ein fester Händedruck darüber hinwegtäuschen, dass die Lage beinahe aussichtslos geworden ist.

Mein Vater bewundert unter diesen Umständen die „gerade Haltung“ der deutschen Leutnants. Peinlich, denke ich. Aber so ist er zu dieser Zeit. Pflichtbewusst, diszipliniert, noch immer überzeugt davon, dass eine Aufgabe dadurch richtig wird, dass sie ihm befohlen wurde. Er fragt nicht, wohin das alles führt und was dieser Krieg aus ihm machen könnte.

Am Morgen suche ich mit ihm im Unterstand nach seinem Gewehr und reiche es ihm schließlich. Ich kann inzwischen nicht nur zusehen. Ich kann in diesen Bildern handeln.

Mein Vater hat sich kopflos in ein Wespennest fliegen lassen. Der Kompanieführer will ihn wieder einer Geschützgruppe zuweisen, doch die leichte Panzerabwehrkanone, eine PaK 36, ist noch nicht eingetroffen. Auch die Zugmaschine fehlt. Gleichzeitig verlangen die Italiener an der Mareth-Linie schnelle Unterstützung. Selbst Infanteristen seien willkommen.

Also Tunis verlassen. Nur mit dem Gewehr an die Front. Vorläufig. Wieder Befehle, Gegenbefehle, Zuständigkeiten, die ineinandergreifen, ohne dass jemand das Ganze zu überblicken scheint.

Ich kann dieses Geflecht aus Befehlswegen inzwischen fast sehen. Hitler. Das italienische Comando Supremo. Kesselring. Rommel. Messe. Korps. Division. Regiment. Kompanie. Und ganz unten ein einundzwanzigjähriger Mann aus Berlin, der ein

Loch in tunesischen Boden gräbt. An einem Ende werden Linien auf Karten verschoben. Am anderen Ende schwitzt mein Vater.

„Man hat dazustehen, wo die Führung einen hinstellt“, schreibt er in sein Tagebuch und bezeichnet es als das Pflichtgefühl eines deutschen Landsers. Das Grauen hat seine eigene Sprache.

Sie beginnen Stellungen auszuheben. Bei großer Hitze graben die Männer in Geröll und Sand, werfen Zeltbahnen über die Vertiefungen und warten. Dann kommt der nächste Befehl. Weiter nach Süden. Dem Feind entgegen. Noch kein unmittelbarer Kontakt. Einfach Fahren auf staubigen Straßen. Anhalten. Graben. Wieder fahren. Wieder graben.

Und plötzlich merke ich, dass etwas, das ich bisher für Schmerz gehalten habe, vielleicht gar keiner ist. Es ist Hitze. Die Hitze der Wüste. Auch das kann nur eine von vielen möglichen Erklärungen sein.

Die Landschaft entfaltet sich vor mir mit einer Genauigkeit, als hätte der Raum, in dem ich liege, keine Begrenzung mehr. Ich sehe Wege und Höhenzüge, Entfernungen, Geländeprofile und Bodenarten. Und während ich über die Ebene blicke, kommen die Details hinzu, ohne dass ich nach ihnen suche.

Vor mir breitet sich die Jeffara aus, eine trockene Küstenebene, die auf den ersten Blick beinahe vegetationslos erscheint. Doch sobald ich genauer hinsehe, löst sich die scheinbare Leere auf. Zwischen Sand, Kalkkrusten und Geröll wachsen harte

Gräser. Nach den Regenfällen des Winters hat sich zwischen den graugrünen Sträuchern stellenweise frisches Grün gebildet, einjährige Pflanzen, die den kurzen Frühling nutzen müssen, bevor die Hitze sie wieder verschwinden lässt. Es sind so viele Informationen, dass ich fast die Orientierung verliere.

Weiter westlich steigen die Matmatahöhen an. Mit dem Boden und der Höhe verändert sich auch die Steppe. An den Hängen wächst Halfagras, und in günstigeren Lagen finden sich Phönizischer Wacholder und Rosmarin.

Ich weiß das alles, obwohl ich mich nicht erinnern kann, es jemals gelernt zu haben.

Weiter nördlich, dort, wo sich die Ebene zum Golf von Gabès öffnet, verändert die Landschaft fast übergangslos ihre Farbe. Die Oase erscheint wie eine grüne Verdichtung zwischen Steppe und Meer. Dattelpalmen bilden die oberste Schicht, darunter wachsen Granatapfel-, Oliven- und andere Obstbäume, und noch tiefer liegen Gärten und kleine Anbauflächen im Schatten der Kronen. Das Wissen ist längst da, bevor ich es sehe.

Allmählich ordnet sich die Landschaft vor mir zu einer Karte. Die lange Kette der Matmatahöhen verläuft ungefähr von Süden nach Norden, fast parallel zur Küste, und trennt die schmalere, bewohntere Ebene am Mittelmeer von dem trockenen Hochland und den Wüstenräumen im Westen. Zwischen den Höhen und dem Golf von Gabès bleibt ein Korridor, durch den seit Jahrhunderten die Wege aus Libyen nach Norden

führen. Heute verläuft dort auch die Straße von Ben Gardane über Medenine und Mareth nach Gabès und weiter nach Tunis.

Bei Mareth verengt sich dieser Korridor zwischen den Matmatahöhen und dem Meer so weit, dass er durch eine Verteidigungslinie gesperrt werden kann. Jetzt verstehe ich, warum ausgerechnet hier gebaut wurde. Es ist ein Flaschenhals.

Aus der Landschaft wird Militärgeographie. Die Franzosen haben die Mareth-Linie zwischen 1936 und 1940 angelegt, um ihr Protektorat Tunesien gegen einen möglichen Angriff aus dem italienisch beherrschten Libyen zu schützen. Über rund fünfundvierzig Kilometer verbindet sie das Meer mit den Matmatahöhen. Sie sperrt vor allem den Korridor zwischen Gebirge und Küste und zieht sich vom Raum bei Zarat südwestwärts über die Ebene, entlang des Wadi Zigzaou, bis an das Hochland.

Nicht alles an dieser Sperre mussten die Franzosen selbst errichten. Das Wadi Zigzaou, ein meist trockenes, tief eingeschnittenes Flussbett, durchzieht die Ebene schräg vom Gebirge bis zum Meer. Seine steilen Ufer bilden bereits ein natürliches Panzerhindernis und werden in das Verteidigungssystem einbezogen.

Man nutzt das Gelände selbst als Waffe.

Dahinter entstehen Kasematten aus Stahlbeton, Geschützstände, Beobachtungsposten, Gräben und Sperren; künstliche Panzergräben ergänzen das Wadi, dazu kommen Stacheldraht und Minenfelder.

Eine Maginot-Linie der Wüste.

Ich kenne sogar Zahlen. Vierzig Infanteriekasematten, acht große Artilleriekasematten, fünfzehn Kommandoposten, achtundzwanzig befestigte Stützpunkte. Ich sehe Scharten im Beton, niedrige Eingänge, Draht dicht über dem Boden und Stellungen, deren Feuerbereiche sich überschneiden sollen. Das alles erscheint mir gleichzeitig, fast wie verschiedene Ebenen einer Karte, die sich übereinanderlegen.

Nach der französischen Niederlage werden die Anlagen 1940 demilitarisiert. Waffen und militärische Ausrüstung verschwinden, Teile werden unbrauchbar gemacht. Mehr als zwei Jahre verliert die Stellung ihre Bedeutung. Sand sammelt sich vor den Scharten, Wind streicht durch leere Räume, Metall rostet, Beton bricht aus.

Dann ändert der Krieg seine Richtung. Nach El Alamein ziehen sich die deutsch-italienischen Verbände durch Libyen nach Westen zurück, und plötzlich wird aus der französischen Verteidigungslinie gegen Italien eine Stellung, die Italiener und Deutsche gemeinsam gegen die Briten verteidigen sollen. Die Ironie fällt mir erst auf, als ich sie bereits verstanden habe.

Noch im November beginnt die Wiederbewaffnung. Soldaten, Pioniere und zivile Arbeitskräfte räumen die alten Anlagen frei und setzen sie instand. Im Februar werden die Arbeiten beschleunigt. Neue Feldstellungen entstehen, Panzergräben werden ausgehoben, Stacheldraht gezogen, Minen verlegt. Die alten Betonwerke bleiben der Kern der Stellung, doch manche

Scharten sind für die inzwischen größeren Panzerabwehrgeschütze zu klein, manches Eisenwerk ist verrostet, vieles militärisch überholt.

Als die britische Achte Armee im März vor Mareth steht, ist nicht alles fertig. Aber es ist genug, um Menschen glauben zu lassen, diese Linie könne halten.

Am westlichen Ende stützt sie sich zunehmend auf die Matmatahöhen. Französische Planer hatten das Gelände dahinter für schwierig genug gehalten, um eine großräumige Umfassung unwahrscheinlich erscheinen zu lassen.

Aber es gibt Wege. Ksar el Hallouf. Beni Khedache. Toujane. Weiter westlich Wüstenräume. Und im Norden eine Lücke zwischen den Höhen und dem Djebel Tebaga. Die Tebaga-Lücke. Wer dort durchkommt, kann nach El Hamma vorstoßen und von dort nach Osten auf Gabès zulaufen. Dann liegt der Angreifer im Rücken der Mareth-Linie und bedroht den Rückzug nach Norden.

Ich sehe die Stellung nicht mehr als Strich auf einer Karte, sondern als Tür, deren östlicher Pfosten das Meer und deren westlicher die Matmatahöhen bilden. Der Korridor dazwischen ist versperrt, aber hinter dem westlichen Pfosten gibt es einen Weg herum. Das ist ihre Schwäche.

So viel kann mein Vater nicht gesehen haben. Er kann es mir auch nicht erzählt haben. Trotzdem liegt alles vor mir.

Und dann sehe ich Rommel.

Oder ich bilde ihn mir ein, weil ich inzwischen so viel über ihn weiß. Vielleicht ist das sogar wahrscheinlicher. Ich sehe zunächst den „Greif“, seinen Schützenpanzer, den Namen auf der Seite, das Fahrzeug im Staub. Dann den Mann.

Nicht den Rommel der Wochenschauen.

Einen müden Feldmarschall. Sein Gesicht ist schmal geworden. Die Haut verbrannt, die Augen tiefer, der Körper gezeichnet von Krankheit und Monaten des Rückzugs. Hinter ihm liegen El Alamein, Tripolis und Tausende Kilometer Straße.

Er blickt nach Westen. Zu den Matmatahöhen. Vielleicht hat er genau dort gestanden. Vielleicht auch nicht.

Ich weiß, dass er die Gefahr einer Umfassung kennt. Ich weiß, dass er die Front für viel zu lang hält und die Versorgung für unzureichend. Ich weiß, dass er die Kräfte lieber weiter nördlich konzentrieren würde, in einer Stellung, die kürzer und leichter zu versorgen wäre.

Mein Vater weiß nichts davon. Für ihn ist Rommel noch der Wüstenfuchs. Der Mann, der gewinnt.

Ich sehe beide gleichzeitig und begreife, wie langsam Niederlagen in den Köpfen ankommen. Die Soldaten an der Front können noch an einen Feldherrn glauben, während der Feldherr selbst bereits weiß, dass die Rechnung nicht mehr aufgeht.

Dann stehe ich in einem Befehlstand. Oder ich erfinde ihn. Niedrige Betondecke. Eine Lampe über einem Tisch. Karten. Fettstifte. Lineale. Gabès. El Hamma. Matmata. Tebaga. Wadi Akarit.

Rommel steht über der Karte. Ihm gegenüber Giovanni Messe, Generale d'Armata, seit kurzem Befehlshaber der 1. italienischen Armee. Auch über Messe kommt Wissen.

Er ist nicht der italienische Karikaturgeneral, den deutsche Soldatenwitze gern aus jedem Verbündeten machen. Er hat Erfahrung, kann die Lage lesen und sieht die Gefahren seiner Front sehr wohl.

Rommel zeigt nach Norden. Wadi Akarit. Eine kürzere Linie. Weniger Raum.

„Hier können wir Montgomery zwingen, frontal zu kommen.“

Messe betrachtet die Karte.

„Wir haben den Auftrag, Mareth zu halten.“

„Der Auftrag ist falsch.“

Vielleicht sprechen sie Deutsch. Vielleicht Italienisch. Vielleicht gibt es einen Dolmetscher. Vielleicht steht mein Vater sogar irgendwo im Hintergrund, weil seine Sprachkenntnisse ihn zwischen den Befehlsstellen nützlich machen, hört einzelne Sätze und versteht nicht, dass über sein Leben geredet wird.

Ich sehe ihn am Rand des Raumes. Er hält Papiere. Das gefällt mir zu gut. Also werde ich misstrauisch. Vielleicht setze ich ihn nur hinein, damit diese Ebenen einander berühren.

Messe legt die Hand auf die Karte.

„Für Sie ist Libyen eine verlorene Stellung.“

Rommel schaut ihn an.

„Was soll es sonst sein?“

„Für Italien ist es ein verlorenes Imperium.“

„Das ändert die militärische Lage nicht.“

„Aber die Befehle.“

Jetzt schweigt Rommel. Vielleicht sage ich ihnen Dinge, die sie nie gesagt haben. Aber darin liegt der Konflikt. Mussolini braucht eine Linie, die gehalten wird, weil jede weitere aufgebene Linie das Scheitern seines Imperiums sichtbar macht. Hitler braucht einen Verbündeten, der nicht zusammenbricht, und er weigert sich, Raum freiwillig preiszugeben, sobald Rückzug nach Niederlage aussieht. Rommel braucht eine Front, die militärisch zu halten ist. Messe braucht Möglichkeiten für eine Armee, deren Material und Moral nach Monaten des Rückzuges verbraucht sind.

Mein Vater braucht nur einen Befehl. So entstehen Katastrophen. Weil niemand sie kommen sieht. Manchmal sehen viele sie. Nur aus verschiedenen Richtungen.

Rommel zeigt wieder auf Wadi Akarit.

„Wenn wir zu lange warten, kommen wir dort nicht mehr geordnet hin.“

Messe antwortet:

„Dann müssen Sie das nach Rom und Berlin melden.“

„Das habe ich.“

„Und?“

Rommel sieht ihn an. Die Antwort braucht kein Wort.

Ich sehe sogar, was noch nicht geschehen ist.

Oder ich weiß nur, was später geschehen wird. Der Unterschied wird immer kleiner.

Mein Vater bewegt sich inzwischen tatsächlich zwischen deutschen und italienischen Stellen, übersetzt, hört zu und beginnt langsam zu begreifen, dass die großen Worte vom Sieg nicht ganz zu dem passen, was auf den Straßen geschieht. Rückzug. Reparatur. Mangel. Neue Stellung. Noch eine Stellung. Angriff sei die beste Verteidigung, heißt es.

Anfang März trifft endlich auch die PaK 36 ein. Geschützunterricht im Wüstensand. Flugbahnberechnung. Auf dem Papier trifft jeder Schuss den Panzer am Horizont. In der Wirklichkeit beendet ein Pfeifen die Lehrstunde. Dann Einschläge. Sehr nah. Sand steigt in schwarzen und hellen Säulen auf.

Mein Vater wirft sich in die Deckung, in ein Loch, das nach russischem Vorbild angelegt worden ist.

„Russisches Vorbild“, notiert er später ausdrücklich. Man lernt vom Feind. Selbst im Krieg.

Der „Thommy“, wie sie sagen, schießt.

Und plötzlich denke ich daran, dass dieser Feind für mich keiner mehr ist. Fünfunddreißig Jahre später werde ich mit meiner Schulklasse nach London fahren. Wir werden freundlich empfangen, Fish and Chips essen, Englisch sprechen und uns kaum vorstellen können, dass unsere Väter einmal aufeinander geschossen haben.

Ich lege mich zu meinem Vater in die Deckung.

„Du bist hier falsch“, sage ich.

Er sieht mich an.

„Was?“

„Dieser ganze Krieg ist falsch. Deutschland würde mit Handel, Nachbarschaft und Frieden weiterkommen als mit all dem hier. Wir haben das später bewiesen.“

Mein Vater starrt mich an, als hätte ich den Verstand verloren.

„Sag so etwas nicht laut.“

„Warum?“

„Bist du Bolschewik?“

Ich muss beinahe lachen.

„Nein. Nur viel später geboren.“

Das versteht er natürlich nicht.

„Wir kämpfen um Lebensraum“, sagt er, „und um Rohstoffe. Ohne Öl laufen unsere Fabriken nicht.“

„Und Abel?“

Das Wort kommt aus mir heraus, bevor ich darüber nachdenken kann. Mein Vater erstarrt.

„Was?“

„Abel.“

Sein Gesicht verändert sich.

„Woher kennst du den?“

Ich antworte nicht.

„Was hat Abel mit Afrika zu tun?“

„Vielleicht mehr, als du denkst.“

Mein Vater wird wütend.

„Du redest wirres Zeug.“

„Vielleicht.“

Ich könnte ihm erzählen, was aus Deutschland geworden ist. Von Lagern. Deportationen. Ermordeten Kindern, Frauen und Männern. Von Städten in Trümmern. Von der Grenze mitten durch das Land. Ich tue es nicht. Vielleicht kann ein Mensch nur eine Zukunft auf einmal ertragen.

Mein Vater zeigt auf den Rand des Unterstands.

„Und jetzt raus. Ich habe dieses Loch nicht für dich gegraben.“

Etwas fällt aus seiner Jacke. Ein kleines Buch mit gelbem Umschlag. Ich hebe es auf.

„Halt, das gehört mir.“

Mein Vater greift danach. Ich sehe noch den Titel.

*Die Göttliche Komödie.* Dante. Ausgerechnet hier. Zwischen Artilleriefeuer und einem Krieg, der immer tiefer in die Hölle führt. „Durch mich geht man hinein zum ewigen Schmerze, durch mich geht man zu dem verlorenen Volke.“ Auch Dante war Italiener.

Ich verlasse die Deckung und gehe einige Schritte durch den Sand. Ich darf meinen Vater nicht verlieren.

Am folgenden Tag herrscht eine Ruhe, die bedrohlicher wirkt als das Feuer zuvor. Die Luft flimmert. Am Horizont zittern dunkle Punkte, vielleicht Fahrzeuge, vielleicht nur Licht.

Mein Vater steht mit einigen Männern am Geschütz. Er führt die Gruppe. Das Gerät versendet ständig.

„Warum habt ihr hier immer noch die PaK 36?“, frage ich.  
Mein Vater sieht mich an.  
„Was sollen wir sonst haben?“  
„Die PaK 38. Wenigstens.“  
Gefreiter Brinkmann, noch jünger als mein Vater, hebt den Kopf.  
„Die kriegen wir hier doch nicht.“  
Mein Vater deutet auf mich.  
„Vorsicht mit dem. Das ist ein Bolschewik.“  
Diesmal lächelt er dabei.  
„Mit dem Ding hier habt ihr gegen moderne britische Panzer kaum eine Chance“, sage ich. Brinkmann schnaubt.  
„Du bist ein Klugscheißer. Wir machen es so, wie es befohlen ist.“  
Befehl ist Befehl. Auch dieser Satz gehört zu diesem Krieg.

In der Nacht beginnt die Artillerie wieder.  
Die britische Achte Armee sammelt sich bei Medenine.  
Mein Vater weiß nur, dass dort immer mehr Fahrzeuge stehen müssen. Ich weiß mehr. Zu viel. Ultra. Das Wort öffnet Wissen. Kein Gerät, keine einzelne Maschine, sondern ein Deckname für Erkenntnisse aus entschlüsselten deutschen Nachrichten. Funkverkehr, Enigma, Auswertung, Stäbe. Informationen gelangen zu Montgomery, die mein Vater für geheim hält. Die Briten wissen, dass ein Angriff kommt.

Rommel will den Aufbau der Achten Armee stören und Zeit für Mareth gewinnen. Es ist sein letzter Angriff in Afrika.

Brinkmann weiß das nicht. Er hat sich gemeldet. Nur mit dem Gewehr. Voller Zuversicht.

Am 6. März beginnt der Angriff. Die Panzerdivisionen kommen aus den Matmatahöhen herunter. Die Hoffnung beruht noch einmal auf dem alten Prinzip: überraschen, bewegen, schneller sein, bevor der Gegner seine Stärke entfalten kann.

Nur ist der Gegner nicht überrascht. Montgomery hat seine Panzerabwehr vorbereitet. Geschütze warten. Stellungen sind besetzt. Die Panzer fahren nicht in einen offenen Raum hinein, sondern ins Feuer. Sandsäulen steigen auf. Die Landschaft scheint bei jedem Einschlag kurz die Form zu verlieren. Panzer bleiben stehen, brennen, drehen ab. Infanterie liegt vor den Stellungen.

Die besondere Fähigkeit Rommels bestand lange darin, schneller zu handeln, als der Gegner erwartete. Diesmal erwartet der Gegner ihn. Vielleicht ist das der einfachste Unterschied zwischen dem Rommel der Siege und dem Rommel der Niederlagen. Nicht der Mann hat sich in wenigen Monaten vollkommen verändert. Die Welt um ihn herum hat es.

Der deutsche Vorstoß kommt zum Stillstand. Menschen schreien. Andere nicht mehr. Brinkmann bekommt einen Kopfschuss. Er fällt, bevor ich etwas tun kann.

Ich sehe ihn auf dem Boden liegen und denke, wie schnell ein Mensch aus einer Geschichte verschwinden kann. Noch vor

wenigen Stunden hat er mich Klugscheißer genannt. Jetzt ist sein Leben vorbei. Geschichte ist voll von solchen Toten. Menschen, deren Namen nur noch in Tagebüchern oder Listen auftauchen, manchmal nicht einmal dort.

Mein Vater lebt. Noch. Ich muss zu ihm. Ich renne zurück über das trockene Gelände, einen Hang hinauf, weiter in Richtung der Befestigungen, obwohl ich nicht weiß, warum mein Körper das alles kann. Vielleicht genügt der Gedanke. Ich finde meinen Vater am Geschütz.

„Es war eine Falle“, sage ich außer Atem. „Sie wussten, dass ihr kommt. Sie können eure Funksprüche entschlüsseln.“

Mein Vater sieht mich diesmal anders an. Nicht mehr wie einen Verrückten.

„Ich melde es.“

Dann legt er mir kurz die Hand auf die Schulter.

„Gut gemacht.“

Diese Berührung fühlt sich wirklich an. Mehr als vieles zuvor. Während mein Vater versucht, seinen Krieg weiterzuführen, öffnet sich schon wieder ein anderes Bild.

Rommel verlässt Afrika. Das ist unvermeidlich. Der berühmteste deutsche Soldat dieses Kriegsschauplatzes geht, weil er krank ist, weil er Bericht erstatten soll, vielleicht auch, weil er begriffen hat, dass die Lage militärisch nicht mehr zu retten ist.

Mein Vater bleibt.

Ich folge Rommel nicht bis in jedes wirkliche Zimmer. Stattdessen entsteht erneut eines. Vielleicht Führerhauptquartier.

Vielleicht nur eine Bühne aus Filmaufnahmen, Fotografien und später gelesenen Protokollen. Hitler steht an einem Kartentisch. Rommel ihm gegenüber.

„Tunesien kann so nicht gehalten werden“, sagt der Wüstenfuchs.

Hitler hebt den Kopf.

„Sie wollten nach Mareth zurück.“

„Ja“, sagt Rommel.

„Jetzt sind Sie dort. Und wo bleiben die Siege?“, fragt Hitler.

„Die Lage verändert sich ständig.“

„Deshalb muss man auf sie reagieren.“

Vielleicht hat Rommel das nie so gesagt.

Ich gebe ihm die Worte.

„Wenn wir die Front nicht verkürzen, verlieren wir die Truppen.“

„Rückzug ist kein Konzept“, sagt Hitler.

„Manchmal ist Rückzug die einzige Möglichkeit, Kräfte zu erhalten.“

Hitlers Gesicht wird hart.

„Sie denken zu sehr wie ein Taktiker.“

Rommel antwortet nicht. Oder ich lasse ihn nicht antworten. Denn mir fällt auf, was ich gerade tue. Ich verteile Vernunft und Unvernunft wie Rollen. Rommel bekommt die Einsicht. Hitler

die Verblendung. Messe die Pflicht. Mussolini den Ehrgeiz. Mein Vater die Naivität. Ist Geschichte wirklich so einfach?

Rommel hatte selbst Grenzen überschritten, war weiter vorgerückt, als seine Versorgung sinnvoll zuließ, hatte auf Angriff gesetzt, wo andere zur Vorsicht rieten, und war jahrelang Hitlers bevorzugter General gewesen. Der Mythos vom genialen Feldherrn, den nur die politische Führung am Sieg hinderte, ist ebenfalls eine Geschichte. Vielleicht ist sie nur besser erzählt.

Ich lasse das Bild auseinanderfallen. Was bleibt, ist nüchterner. Die Front ist zu lang. Die Versorgung reicht nicht. Die Alliierten sind überlegen.

Rommel und Messe halten einen weiteren Rückzug für notwendig. Hitler will Mareth verteidigt sehen.

Mein Vater erfährt nichts von diesen Auseinandersetzungen. Er liegt in seinem Loch. Das Wetter schlägt um. Regen fällt über die Ebene. Wasser läuft durch Vertiefungen und sammelt sich zwischen Steinen und Sand. Die Hitze verschwindet für eine Weile, dafür wird der Boden schwer. Kleidung bleibt feucht. Stiefel werden kalt.

Dann beginnt die Vorbereitung auf die eigentliche Schlacht.

Am 19. März beginnt die britische Offensive gegen die Mareth-Linie; in der Nacht zum 20. März setzt Montgomerys Hauptangriff ein.

Auch das Datum stimmt, denke ich.

Die britische Artillerie eröffnet das Feuer. Geschütze schlagen in die Stellungen am Wadi Zigzaou. Die 50. britische Division versucht, das Wadi zu überwinden und auf der anderen Seite einen Brückenkopf zu bilden. Männer gehen über Leitern, durch Wasser, über Böschungen, unter Beschuss.

Mein Vater sieht davon nur einen kleinen Ausschnitt. Beton bebt. Staub fällt von den Decken. Die PaK steht in einer Feldstellung, die längst nicht den Schutz bietet, den das Wort Befestigung verspricht. Ein Treffer ganz in der Nähe. Dann noch einer. Mein Vater steht neben mir am Rand einer Deckung.

Plötzlich fragt er:

„Wer bist du eigentlich?“

Ich habe auf diese Frage gewartet. Trotzdem weiß ich nicht, was ich sagen soll.

„Ich kann es dir nicht erklären.“

„Du bist kein Spion.“

„Nein.“

„Aber du weißt Dinge, die du nicht wissen kannst.“

„Ja.“

Mein Vater stützt sich auf sein Gewehr und blickt über den nassen Boden. In einer Pfütze spiegelt sich ein Stück Himmel.

„Willst du mir ein Rätsel aufgeben?“

„Nein.“

Ich sehe ihn an.

„Uns trennt nur die Zeit.“

Er schweigt.

„Was soll das heißen?“  
„Dass wir uns näher sind, als du denkst.“  
Mein Vater wischt sich Sand aus dem Gesicht.  
„Wie geht das hier zu Ende?“  
Diesmal antworte ich.  
„Wenn du die Wahl hast, geh in Gefangenschaft.“  
Er sieht mich fassungslos an.  
„Gefangenschaft?“  
„Sie kostet dich Jahre. Aber nicht dein Leben.“  
„Wir müssen kämpfen.“  
Dann fügt er hinzu:  
„Für Deutschland.“  
„Deutschland wird nicht aufhören zu existieren, wenn du dich ergibst.“  
„Der Krieg ist noch nicht verloren.“  
„Doch.“  
Mein Vater wird hart.  
„So redet man nicht.“  
„Es ist trotzdem wahr.“  
Er sieht mich an. Vielleicht entscheidet er, dass ich verrückt bin. Vielleicht hat er längst entschieden, dass ich die Wahrheit sage.  
„Und danach?“, fragt er.  
„Danach wird Deutschland anders sein.“  
„Wie?“

Ich versuche, ihm ein Land zu erklären, das es für ihn nicht geben kann. Demokratie. Teilung. Wiedervereinigung. Europa. Frankreich als Partner. England als Freund. Amerikanische Soldaten als Verbündete. Ein Staat, der irgendwann mit Polen Verträge schließt und seine Verbrechen anerkennen muss. Es ist zu viel.

„Ihr werdet mit denen befreundet sein, auf die ihr heute schießt“, sage ich.

Mein Vater lacht trocken.

„Das glaubst du selbst nicht.“

„Doch.“

„Und die Russen?“

„Kompliziert.“

Das Wort bringt ihn tatsächlich zum Lächeln. Nur für einen Augenblick. Mehr kann ich ihm nicht zumuten. Für ihn ist Deutschland noch dieses Deutschland. Für mich längst ein anderes.

„Rette dein Leben“, sage ich.

Dann, nach kurzem Zögern:

„Um meinetwillen.“

Mein Vater sieht mich an.

„Um deinetwillen?“

Ich nicke.

„Warum?“

Jetzt könnte ich es sagen. Ich tue es noch nicht.

Ein Einschlag unterbricht uns. Splitter prasseln herab. Neben an ist ein Bunker getroffen worden. Paul Michel ist tot. Burkhard ebenfalls. Namen. Immer neue Namen. Der Krieg löscht sie aus, während ich versuche, sie festzuhalten.

Dann erscheinen im Dunst Gestalten. Mein Vater zieht mich zurück.

„Nicht bewegen.“

Tücher. Gebückte Körper. Für einen Moment sehen sie aus wie Wesen aus einer anderen Welt. Mein Vater hebt das Gewehr. Eine Frau ruft auf Französisch:

„S'il te plaît, ne tire pas!“

Er senkt den Lauf. Zwei Menschen kommen näher. Eine junge Frau und ein verletzter Mann. Mein Vater vermutet zunächst Soldaten oder Angehörige eines nordafrikanischen Verbandes, aber dafür passt vieles nicht. Der Mann trägt keine erkennbare Uniform. Die Frau ebenfalls nicht. Ich sehe die Wunde. Blut am Oberkörper. Granatsplitter. Und plötzlich weiß ich, was zu tun wäre. Sanitärerwissen. Atmung. Blutverlust. Verband. Bin ich dafür ausgebildet worden? Ich bin ausgebildeter Sanitäter. Ist das Erinnerung? Oder wieder nur Wissen? Jetzt spielt es keine Rolle.

Der Mann ist schwer verletzt. Hilfe ist zu weit entfernt.

„Laissez-moi mourir ici“, flüstert er.

Mein Vater hat ein Schmerzmittel versteckt, eigentlich für sich selbst, für den Fall einer Verwundung. Er gibt es heraus. Der Mann wird ruhiger. Wir bringen beide in die Deckung.

Die Frau heißt Zina. Mein Vater spricht mit ihr auf Französisch. Der Verletzte ist ihr Bruder. Die Geschwister seien von den Kämpfen überrascht worden und hätten versucht, in die Matmatahöhen zu gelangen. Der Splitter habe ihn getroffen, bevor sie Schutz fanden. Ich sehe die Wunde. Es gibt kaum Hoffnung. Ich sage meinem Vater, dass er ihr das erklären soll. Zina hört zu. Ihr Gesicht bleibt zunächst fast unbewegt. Dann beugt sie sich über ihren Bruder und legt ihre Wange an seine. Erst jetzt kommen Tränen. Sie laufen in sein blutverklebtes Haar. Er stirbt. Wir begraben ihn unter Steinen. Mein Vater hilft. Ein deutscher Soldat. Eine junge Frau aus dieser Gegend. Ich. Für einige Minuten spielt keine Rolle, auf welcher Seite irgendjemand steht. Vielleicht ist das das Einzige, was vom Krieg übrigbleiben sollte.

Später sitzt Zina bei uns in der Deckung und fragt meinen Vater etwas. Er antwortet nicht.

„Was hat sie gefragt?“

„Warum wir hier sind.“

„Und was hast du gesagt?“

„Dass Krieg ist.“

„Das ist keine Antwort.“

Mein Vater sieht mich gereizt an.

„Dann gib du ihr eine.“

Ich sehe Zina an.

Ich könnte Hitler erklären. Mussolini. Versailles. Faschismus. Lebensraum. Kolonialismus. Öl. Suez. Imperien.

Bündnistreue. Angst. Ehrgeiz. Propaganda. Ich könnte eine Vorlesung halten.

Nichts davon erklärt, warum ihr Bruder unter Steinen liegt.

„Je ne sais pas“, sage ich.

Ich weiß es nicht. Zina nickt. Vielleicht ist das die erste vernünftige Antwort.

Der Angriff auf der Küstenebene wird zurückgeschlagen, aber weit im Westen bewegt sich bereits eine zweite Schlacht. Verbände ziehen südlich und westlich um die Matmatahöhen. Dort, wo die alten französischen Planer das Gelände für einen Schutz gehalten hatten, finden moderne Fahrzeuge Wege.

Die Umfassung beginnt. Ich sehe sie auf der Karte. Mein Vater sieht nur Einschlüge. Ich sehe Kolonnen weit draußen. Er sieht Sand. Ich sehe die Tebaga-Lücke. Er sieht den nächsten Graben. Das ist der Unterschied zwischen Geschichte und einem Leben in ihr.

„Wir müssen weg“, sage ich.

Mein Vater schüttelt den Kopf.

„Solange kein Rückzugsbefehl kommt, wäre das Fahnenflucht.“

„Wenn die Briten durch Tebaga kommen und El Hamma erreichen, sitzt ihr hier fest.“

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß es einfach.“

Mein Vater akzeptiert diese Antwort inzwischen beinahe.

Am 26. März verstärkt Montgomery den Umfassungsangriff. Panzer, Artillerie und Flugzeuge treffen auf die Verbände, die den Zugang nach El Hamma halten sollen. Die Mareth-Linie wird nicht in einem einzigen heroischen Sturm erobert. Sie wird militärisch wertlos, weil ihr Rücken bedroht ist. Das ist etwas anderes. Und vielleicht schlimmer.

Eine gewaltige Verteidigungsanlage kann noch stehen, während der Grund, weshalb man in ihr bleibt, bereits verschwunden ist. Dann kommt endlich der Befehl: Lösen. Rückzug. Die Mareth-Linie wird aufgegeben. Artillerie schlägt weiter ein. Metall auf Beton. Staub. Schreie.

Mein Vater will noch zum Geschütz zurück. Ich halte ihn fest.

„Lass es.“

„Wir können es nicht zurücklassen.“

„Doch.“

Er versucht sich loszumachen.

„Das ist unser Geschütz.“

Er sieht mich an.

„Sonst bleibst du für immer hier“, sage ich. Ich schaue auf die zerstörten Stellungen. „In dieser Eisenwüste.“

Mein Vater hustet. Dann gibt er nach. Vielleicht ist dies das erste Mal, dass er dem Krieg nicht mehr folgt. Wir gehen. Zina führt uns auf einem Weg in die Matmatahöhen und weiter nach Norden. Sie kennt Pfade, die auf meiner inneren Karte zunächst gar nicht eingezeichnet sind. Auch das ist eine Korrektur

meines Wissens. Karten zeigen nicht jeden Weg, den Menschen kennen. Deckung gibt es kaum. Wir bewegen uns geduckt, warten zwischen Einschlägen, laufen wieder, bis die Sonne untergeht und die Dunkelheit wenigstens einen Teil der Landschaft zurücknimmt. Wir erreichen Zraoua, ein Berberdorf in den Höhen. Die Häuser scheinen aus dem Gelände selbst entstanden zu sein. Stein. Lehm. Dunkle Öffnungen. Menschen haben hier lange vor diesem Krieg Wege gefunden, Hitze und Trockenheit zu ertragen.

Zina öffnet eine Stoffrolle. Hühnchen. Teig. Etwas Gemüse. Makroud, weich geworden. Eine Feldflasche mit Lben, säuerlicher Milch. Früher hätte ich manches davon nicht angerührt. Jetzt schmeckt es wie Milch und Honig.

Zina sieht uns an.

„Nous survivrons.“

Mein Vater übersetzt:

„Wir werden es schaffen.“

Dann geht der Mond auf. Das Licht löst den Horizont weich aus der dunklen Landschaft. Wir essen zu Ende und gehen weiter, Richtung Norden, Richtung Gabès, vielleicht auch nur dorthin, wo wir glauben, noch eine Straße zu finden. Manchmal hören wir Panzer. Manchmal Artillerie. Dann laufen wir. Wenn einer nicht mehr kann, greift der andere nach seinem Arm. Eine Schicksalsgemeinschaft, entstanden in wenigen Stunden. Mein Vater geht inzwischen voran, das Haar wirrt, das Gewehr wie einen Stock vor sich her. Ich versuche seine

Gedanken zu lesen. Diesmal gelingt es nicht. Vielleicht denkt er an Berlin. Vielleicht an Paula. Vielleicht an Anna-Maria. Vielleicht an Abel. Vielleicht nur an Wasser. Dass ich nicht alles weiß, beruhigt mich. Er bleibt mein Vater und damit ein anderer Mensch. Nicht alles an ihm gehört mir. Die Artillerie klingt näher.

„Da sind die Engländer“, sagt er. „Genau wie du gesagt hast.“

Er geht noch einige Schritte. Dann bleibt er stehen.

„Dann sollten wir uns ergeben.“

Ich brauche einen Augenblick, um zu verstehen, was geschehen ist. Ich habe es nicht gesagt. Er. Mein Vater will nicht mehr weiterkämpfen. Zina sieht mich an.

„Tu n'es pas un soldat. Tu ne peux pas te rendre.“

Ich sehe an mir hinunter. Sie hat recht. Keine Uniform. Keine Ausrüstung. Nur Kleidung, die überhaupt nicht in diese Zeit gehört. Warum ist mir das bisher nicht aufgefallen?

Mein Vater sieht mich lange an.

„Ich weiß nicht, wer du bist.“

Er schweigt.

„Aber ich weiß jetzt, was ich tun muss.“

Noch sind die britischen Stellungen nicht zu sehen. Nur Bewegung in der Ferne, ein Motorengeräusch, vielleicht Stimmen. Mein Vater nimmt das Gewehr von der Schulter. Dann hält er inne.

„Was wird aus mir?“

Die Frage trifft mich unvorbereitet.

Ich könnte ihm sein Leben erzählen. Lange Gefangenschaft. Heimkehr. Studium. Beruf. Familie. Mich. Sein Alter. Seinen Tod. Ein ganzes Leben in wenigen Sätzen. Ich will es nicht.

„Du lebst.“

Mein Vater schaut in die Dunkelheit.

„Komme ich nach Hause?“

„Ja.“

„Wann?“

„Später.“

„Wie viel später?“

„Zu spät für manches.“

Er nickt, als könne ein Soldat mit einer solchen Antwort etwas anfangen.

Dann fragt er:

„Und Paula?“

Damit habe ich nicht gerechnet. Ich sehe ihn an.

„Was ist mit ihr?“

„Sehe ich sie wieder?“

Ich suche. Nichts. Vielleicht fehlen mir die Daten. Vielleicht ist sie wirklich aus seinem Leben verschwunden.

„Ich weiß es nicht.“

Er akzeptiert das.

„Anna-Maria?“

Wieder suche ich. Piazza Navona. Warten. Neptun. Eine Frau, die immer wieder in die Menge sieht. Danach nichts.

„Auch das weiß ich nicht.“

Mein Vater lächelt müde. Dann sieht er mich an.

„Und du?“

„Was ist mit mir?“

„Du kannst doch in die Zukunft sehen. Was wirst du machen?“

„Ich werde dich suchen“, sage ich nur.

Mein Vater schweigt. Die Artillerie ist weit genug entfernt, dass man zwischen den einzelnen Schlägen wieder die Nacht hören kann. Dann tritt er auf mich zu und umarmt mich. Nicht wie einen Kameraden. So wie er mich später immer umarmen wird, wenn er mich trösten will. Ich kenne diese Umarmung. Er drückt nicht besonders fest, nur so, dass ich als Kind immer wusste, ich müsse für einige Augenblicke nicht allein sein. Dieses eigentümliche Gefühl, dass ein Problem kleiner wird, weil jemand anderes da ist, der es mit mir teilt. Das ist Erinnerung. Meine Erinnerung. Keine Daten. Keine Rekonstruktion. Keine Chronik. Ich halte den Gedanken fest. Für ihn. Für seinen Weg in eine Gefangenschaft, die Jahre dauern soll. Bei Menschen, die später unsere Freunde sein werden.

„Wenn mein Sohn mich sucht“, sagt er, „dann soll er wissen, dass ich nicht immer so war.“

Ich weiß nicht, was er meint. Den verblendeten Soldaten? Den jungen Mann, der unbedingt nach Afrika wollte? Den Mann, der Abel nicht retten konnte? Vielleicht sagt er den Satz gar nicht. Vielleicht brauche ich ihn. Ich will darauf antworten, aber meine Stimme ist stumm.

Mein Vater legt mir die Hand an auf die Schulter. Diese Bewegung kenne ich ebenfalls. Nicht genau aus einer bestimmten Situation. Eher aus vielen. Eine Hand. Eine Berührung. Die unausgesprochene Versicherung, dass er noch da ist. Ich halte seine Hand fest. Jetzt müsste ich es sagen.

„Ich bin es.“

Mein Vater schaut mich an.

„Was?“

„Ich bin es, dein Sohn.“

Er reagiert nicht. Vielleicht habe ich den Satz nur gedacht. Vielleicht reicht meine Stimme nicht bis zu ihm. Vielleicht hört er einzelne Wörter und versteht sie nicht. Sein Gesicht verändert sich kaum. Nur etwas im Blick. Ein kurzes Zögern. Mehr darf ich daraus nicht machen.

Ich weiß nicht, ob er mich erkannt hat. Er kann mich nicht erkennen. Ich bin noch nicht geboren. Und doch legt er seine Hand ein zweites Mal auf meine Schulter.

„Dann muss ich wohl gehen“, sagt er.

„Ja“, sagte ich.

Er sieht mich an. Nun scheint ihm endgültig aufzufallen, dass ich nicht wie ein Soldat aussehe, dass meine Kleidung nicht hierhergehört, dass ich kein Gepäck habe, keine Waffe, keinen Ort in dieser Welt.

„Bleib nicht hier“, sagt er. Dann löst er sich aus der Umräumung. Geht einige Schritte. Bleibt wieder stehen.

„Nach dem Krieg“, sagt er. Diesmal klingt der Satz anders. Nicht mehr wie das Versprechen eines jungen Mannes, der glaubt, dass Zukunft selbstverständlich auf ihn wartet. Eher wie eine Bitte. Ich nicke.

„Nach dem Krieg.“

Mein Vater nimmt das Gewehr. Für einen Augenblick glaube ich, er werde es doch behalten. Dann wirft er es fort. Es fällt in den Sand. Ein unauffälliges Geräusch. Metall auf Erde. Vielleicht ist dies der wichtigste Augenblick seines Krieges. Nicht der Moment, in dem er eine Waffe bekommt. Der Moment, in dem er sie wegwirft. Er hebt die Hände und geht den britischen Stellungen entgegen.

Ich bleibe zurück. Zina steht irgendwo neben mir.

Zwei Soldaten kommen meinem Vater entgegen. Einer hält sein Gewehr auf ihn gerichtet. Der andere ruft etwas in hartem Tonfall, das ich nicht verstehe, obwohl ich Englisch verstehen müsste.

Mein Vater hebt die Arme höher. Sie leeren ihm die Taschen. Das kleine Buch. Das Tagebuch. Ich will hinlaufen.

Nein. Das Tagebuch muss bleiben. Ich kenne es. Ich werde Jahrzehnte später daraus lesen. Das kann hier nicht verloren gehen. Für einen Augenblick scheint die Szene zu stocken. Dann gibt einer der Soldaten meinem Vater das Tagebuch zurück. Hat er das wirklich getan? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es wieder eine jener nachträglichen Reparaturen, mit denen mein

Denken dafür sorgt, dass die Vergangenheit zu dem passt, was später existiert.

Mein Vater geht mit den fremden Soldaten weiter. Ich will ihm folgen. Es gelingt nicht. Er dreht sich um. Vielleicht wegen meiner stummen Rufe, die er dennoch hört. Ich schaue ins sein ernstes Gesicht. Er hebt eine Hand. Ich hebe meine. Wir sehen uns.

Vielleicht habe ich Rommel und Messe nie gesehen, Hitler und Mussolini nur aus Bildern zusammengesetzt, Paula Sätze gegeben, die sie nie sagte, Anna-Maria länger auf einem Platz warten lassen, als sie tatsächlich wartete, und eine ganze Schlacht um einige Seiten seines Tagebuchs gebaut.

Der Krieg zerkleinert Leben in Sekunden. Ein falscher Schritt, ein nicht bemerkter Einschlag, ein Splitter, eine Kugel, und eine ganze Zukunft verschwindet, bevor jemand weiß, welche Menschen aus ihr hätten hervorgehen können. Brinkmann hätte vielleicht Kinder gehabt. Paul Michel vielleicht auch. Abel vielleicht. Ich kann die verlorenen Zukünfte nicht rekonstruieren. Vielleicht ist deshalb die Vorstellung von Ewigkeit so verführerisch. Weil ein Leben so leicht endet.

Aber mein Vater hat überlebt. Das weiß ich. Denn irgendwann werde ich geboren. Wenn es mich gibt, muss er überlebt haben. Zum ersten Mal ist meine Existenz selbst ein Beweis für etwas Vergangenes. Nicht für jedes Detail. Nicht für diese Bilder. Nicht für Rommels Befehlstand. Nicht für den Blick

Hitlers auf eine Karte. Nicht für Paula am Münchner Bahnhof.  
Nicht für Anna-Maria am Brunnen. Vielleicht nicht einmal für  
Zina. Aber für ihn. Mein Vater hat gelebt. Und ich bin sein  
Sohn.

Die Erzählung ist in veränderter Form Bestandteil des Romans „Living Forever I – Die frühen Jahre der Ewigkeit – Die Chroniken“ (2025).

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus insbesondere Informationen über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei der Erstellung des Titelbildes kam generative künstliche Intelligenz (KI) unterstützend zum Einsatz. Die Personenabbildungen zeigen fiktive, KI-generierte Charaktere, die zunächst gestalterisch entwickelt und modifiziert wurden.

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2026 by Matthias-Johannes Fischer  
Lektorat: Franziska Fischer

<https://www.mj-fischer.com>